Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 83 (2012)

Heft: 2: Haus mit Aussicht : Lebensqualität für Menschen mit Demenz im Heim

Artikel: Heimkinder - die Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt : von der "Rettungsanstalt" zum "Pädagogischen Zentrum"

Autor: Hafner, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803741

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimkinder – die Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt

Von der «Rettungsanstalt» zum «Pädagogischen Zentrum»

Heutige stationäre Einrichtungen für Kinder und Jugendliche öffnen sich gegenüber der Gesellschaft und entwickeln neue Betreuungsformen. Ihr Fundament indes wurde im 19. Jahrhundert gelegt – kein einfaches Erbe, wie der Historiker und Buchautor Urs Hafner in seinem Beitrag darlegt.

Von Urs Hafner

Stationäre Einrichtungen für sogenannt verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche nennen sich heute kaum mehr «Heim» oder gar «Anstalt», auch wenn die Öffentlichkeit diese Begriffe verwendet. Sie werden sowohl von den Einrichtungen als auch in Fachkreisen immer öfter als obsolet betrachtet. Gebräuchlich sind Bezeichnungen wie «Schulheim», «Pädagogisches Zentrum», «Kinderhaus», «Jugendstätte», «Kinderdorf», «Durchgangsstation», «Beobachtungsstation», «Internat» und so weiter.

Auf den ersten Blick unterscheiden sich heutige Heime von der Anstalt des 19. Jahrhunderts.

Zudem hat die klassische Unterscheidung zwischen Heimen und Anstalten auf der einen Seite und Pflegefamilien auf der anderen an Trennschärfe eingebüsst. Die Übergänge zwischen den beiden Formen der Fremdplatzierung sind fliessend geworden. Zwischen der das Kind beherbergenden geschlossenen Institution und der Pflegefamilie hat sich eine Vielzahl von Betreuungsformen entwickelt, welche die Familie mit institutionellen Strukturen ausstatten und das Heim mit familienähnlichen Formen entinstitutionalisieren. Man unterscheidet zwischen Heimen, quasi-familialen Abteilungen von Heimen, Jugendwohngruppen, sozialpädagogischen Wohngemeinschaften und Pflegefamilien.

Kurzum: Das «Heim» oder die «Anstalt» scheint nicht mehr zu existieren – und damit scheinen auch die mit diesen Begriffen verbundenen düsteren Bilder und Vorstellungen ihre Berechtigung verloren zu haben: das Regime der Disziplin, der Imperativ der Gottesfurcht, die Gefühlskälte. Diese Bilder gehen zurück auf die seit Längerem bekannten pitoyablen Zustände in Heimen um die Mitte des 20. Jahrhunderts. Der dominante Typus jener Heime geht zurück auf die Rettungsanstalten des 19. Jahrhunderts.

Gehorsame Bürger, fromme Christen

Nach 1800 führten in der Schweiz Industrialisierung und Hungersnöte zur Verelendung breiter Bevölkerungsschichten. Exponenten des Bürgertums nahmen die neue Armut wahr – und verknüpften sie mit dem in ihren Augen verwerflichen Lebensstil der Unterschichten und der Ausbreitung kommunistischer Ideen. Inspiriert von Johann Heinrich Pestalozzi, gründeten Pfarrer, Philanthropinnen und Pädagogen zahlreiche «Ret-

«Noch immer fühlen sich Erwachsene legitimiert, gegen die ‹Dissozialität› Jugendlicher anzukämpfen.»

Urs Hafner, Historiker

Foto: zvg

>>

16 Knaben, eine Walze und ein Aufseher: Heim- oder Verdingkinder bei der Arbeit, im Kanton Bern, um 1910.

Foto: Verein Geraubte Kindheit

tungsanstalten». Sie setzten geradezu utopische Hoffnungen in die konfessionell, geschlechtergetrennt und autoritär geführten Einrichtungen. Ausserhalb der sündigen Städte gelegen, sollten sie die moralisch verwahrloste – und oft der elterlichen Obhut entrissene – Jugend unter der Anleitung des «Heimvaters» zu gehorsamen Bürgern und frommen Christen heranziehen. Als solche würden sie später vorbildlich auf ihre Kinder einwirken und die gesamte von Degeneration bedrohte Gesellschaft von Grund auf erneuern.

«Bete und arbeite!» Wer dieser Devise nicht folgen mochte, wurde auf den rechten Weg gebracht.

Die neuen Anstalten des 19. Jahrhunderts unterschieden sich von den Waisenhäusern des 18. Jahrhunderts. Diese waren nicht auf die Bekämpfung von Verarmung und Verwahrlosung ausgerichtet, sondern leisteten für die – wenigen – aufgenommenen Kinder eine umfassende fürsorgerische Betreuung. Die Waisenhäuser von Zürich und Bern waren in einem repräsentativen, an einem prominenten Platz gelegenen Gebäude untergebracht und wurden von der Gemeinde unterhalten. Beschäftigt wurden die Kinder mit gewerblichen oder frühindustriellen Tätigkeiten, die Schule war extern gelegen, die Aufseher nicht ausgebildet.

Der Heimleiter als «Haushalter Gottes»

Ganz anders – jedenfalls dem Anspruch nach – die Erzieher der neuen Anstalten: Oft selbst als verarmte oder verwaiste Anstaltskinder aufgewachsen, hatten sie in einer der frühen Musteranstalten – etwa in dem bei Bern gelegenen Hofwil – eine Ausbildung genossen und unterrichteten die Kinder alleine oder unterstützt in der in der Anstalt gelegenen Schule. Die Anstalt befand sich nicht in einem repräsentativen Gebäude, das den Grossmut der Stadtväter repräsentierte, sondern meist in einem funktionalen landwirtschaftlichen Bau auf dem Land. Und konsequenter als die Anstalt des 18. Jahrhunderts trennten die neuen Institutionen die Kinder von den Erwachsenen.

Die christlich-religiöse Grundhaltung bildete das Fundament der neuen Institutionen. Philipp Emanuel von Fellenberg, der Begründer der Erziehungsrepublik Hofwil, sah in seinem Schaffen göttliche Bestimmung und Auserwählung am Werk. Hatte nicht Jeremias Gotthelf die Aufgabe des Heimleiters ein «heiliges Amt» genannt und in ihm den «Haushalter Gottes» und im Erziehungsheim ein «heiliges Münster» gesehen? «Wo ehedem Ritter Schlösser bauten zu weiter Übersicht nach zu raubenden Gütern, zu fahrenden Menschen, zu sicheren Herbergen des Raubes und der Räuber», so Gotthelf, «da erheben sich als tröstende, versöhnende Luegisland Freistätten für arme Kinder und winken herein übers Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamm der Erde sich wälzenden armen Kinder, sie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu.» Der Appenzeller «Armenvater» Johann Konrad Zellweger verglich die Anstalten gar mit Klöstern: «Was die Klöster einer in Unwissenheit und Aberglauben schmachtenden Vorzeit gewesen, das können in einer andern Richtung unsere Armenschulen, in hinreichender Zahl eingerichtet, der Gegenwart werden.»

Überforderte Betreuer

Die körperlichen Beschäftigungen der Kinder führen nicht mehr zu Schweiss und Tränen.

Die Kinder lebten unter der Obhut der Anstaltseltern oder katholischer Ordensschwestern in einer Gemeinschaft, die als christliche Familie konzipiert war. Die Erziehung, die den neuen Menschen hervorbringen wollte, war eine praktische, sich von selbst ergebende: «Bete und arbeite!» Wer dieser Devise nicht folgen mochte, wurde auch mit physischen Zwangsmitteln auf den rechten Weg gebracht. Diese Mittel kamen immer dann zum Einsatz, wenn die Betreuer überfordert waren – und das war aufgrund der unzureichenden personellen wie finanziellen Ausstattung der Institutionen oft der Fall.

Die heutigen Heimeinrichtungen unterscheiden sich auf den ersten Blick deutlich von der klassischen Rettungsanstalt des 19. Jahrhunderts. Die Soziologen Peter Schallberger und Alfred Schwendener, die das Selbstverständnis mehrerer Institutionen untersucht haben, nennen fünf wesentliche Unterschiede:

- «Entkonfessionalisierung»: Die wenigsten Institutionen besitzen ein explizit religiöses Leitbild. Zwar berufen sich Einrichtungen wieder vermehrt auf ein christliches Menschenbild. Damit ist jedoch meist eine liberal-humanistische Grundhaltung gemeint, nicht die Dominanz von Religion im Alltag. Indem die Einrichtungen die konfessionelle Neutralität und religiöse Indifferenz betonen, distanzieren sie sich von der als unrühmlich wahrgenommenen Tradition der religiösen Bevormundung.
- «Systemische Wende»: Die Herkunftsmilieus der Kinder werden nicht abgelehnt. Zeitgenössische Einrichtungen wollen gemäss dem «systemischen» Konzept der Psychologie nicht nur die Kinder, sondern auch deren Eltern unterstützen. Einrichtungen, die sich diesen gegenüber offen als die «bessere» Familie darstellen, finden sich kaum.
- «Auf dem Weg zur Internats-Sonderschule»: Die Einrichtungen sehen ihren Auftrag nicht mehr in der Rettung Verwahrloster. Sie definieren sich als Einrichtungen der schulischen Sonderförderung, als «Sonderschulen mit Internat». Der Fokus richtet sich also nicht mehr auf die sittliche Integrität der Kinder und Jugendlichen, sondern auf Defizite im schulischen Lernverhalten. Einige Einrichtungen stellen sich gar als Schulinternate für Minderprivilegierte dar und grenzen sich so demonstrativ von ihrer Anstaltsvergangenheit ab.
- «Auf dem Weg zur Erlebnispädagogik»: Abgesehen vielleicht von kleineren Diensten etwa auf dem heimeigenen Landwirtschaftsbetrieb, führen die körperlichen Beschäftigungen der Kinder und Jugendlichen nicht mehr zu Schweiss und Tränen. Der angegliederte Bauernbetrieb dient als ein Schrumpfstreichelzoo für Kinder mit schwierigem Sozial-

>>

verhalten. Die sogenannte Erlebnispädagogik und Arbeitsagogik, der eine therapeutische Funktion zugeschrieben wird, haben die Arbeitsdisziplin abgelöst.

- «Professionalisierung»: Durch Personalaufstockungen ist die Intensität der Betreuung der Kinder und Jugendlichen erhöht worden. Einrichtungen, die mehrheitlich kein ausgebildetes Fachpersonal beschäftigen, erhalten die erforderlichen Betriebsbewilligungen kaum. Die schulischen Heil- und Sonderpädagogen, Therapeuten und Sozialpädagogen sehen ihren erzieherischen Auftrag in der Schulung des Sozialverhaltens der Kinder und Jugendlichen.

Die Tradition wirkt weiter

Der wichtigste Grund, dass sich die heutigen stationären Einrichtungen deutlich vom klassischen Heim unterscheiden, liegt in der sogenannten Heimkampagne von 1970. Nachdem mehrere Zeitschriften über sadistische Strafmethoden in Heimen berichtet hatten, bemängelten Pädagogen, Zöglinge und Juristen, dass die Anstalten nicht die Persönlichkeitsentwicklung der Insassen förderten, sondern deren Anpassung an die bestehende Ordnung erzwängen. Die Kampagne forderte das «Selbstbestimmungsrecht aller Jugendlichen in der Wahl zwischen Elternhaus und Selbstorganisation in Wohnkollektiven», die bestehenden Heime sollten «selbstverwaltet» werden. Wenn auch heute manche Vorstellungen der Heimkampagne illusorisch anmuten, so trug sie doch dazu bei, dass die Institutionen durchlüftet und entideologisiert wurden.

Auch heute noch wird der erzieherische Wert einer geordneten Tagesstruktur betont.

Die Tradition der klassischen Rettungsanstalten ist jedoch mit der Heimkampagne nicht gänzlich verschwunden. In ihrer Untersuchung zeigen Peter Schallberger und Alfred Schwendener auch, dass diese Tradition, wenn auch nicht offensichtlich, weiterwirkt:

- Der «Rettungsdiskurs» ist insofern aktuell, als viele Erzieher weiterhin im Herkunftsmilieu der Kinder- und Jugendlichen nach den Ursachen der Verhaltensauffälligkeit suchen. Oft hat ein biologisch-medizinischer Diskurs den älteren Vererbungsdiskurs abgelöst.
- Das Alltagsleben ist häufig wohngruppenfömig organisiert und der Familie nachgebildet. Noch immer einem klösterlichen Vorbild folgend, wird der erzieherische Wert einer geordneten und geregelten Tagesstruktur betont. Zudem liegen manche der neueren Einrichtungen in ländlicher Abgeschiedenheit, um die Insassen vor den Gefahren der modernen Zivilisation zu schützen – wie im 19. Jahrhundert.
- Die Erlebnispädagogik folgt mitunter der Bootcamp-Praxis und deren militärisch angehauchtem Training von Männlichkeit, physischer Stärke, Disziplin und Unterordnung. Man schickt Kinder und Jugendliche gemeinsam auf Dauermärsche, damit sie «ihre Grenzen kennenlernen», oder platziert sie zum Zweck der «Resozialisation» für mehrere Monate auf ein sogenanntes Jugendschiff.
- Das Selbstverständnis mancher Betreuer als Coach, Animator oder Gruppenmoderator schliesst die persönliche Verkörperung einer starken Autorität gegenüber den Kindern und Jugendlichen ein. Als Vorlage dient oft der strenge Lehrer, Lehrmeister oder Fussballtrainer. Die angewendete behavioristische Lerntheorie fasst die Erziehung als Verhaltenskonditionierung durch positive oder negative Anreize auf. So grenzen Sozialpädagogen das Pädagogische vom Therapeutischen ab und ziehen den «lösungsorientierten Ansatz» vor. Strichlisten für Verhaltensverfehlungen gehören noch immer zur erzieherischen Praxis.

Das kreative Potenzial «auffälligen Verhaltens»

Die heutigen stationären Einrichtungen unterscheiden sich in vielem von der klassischen Rettungsanstalt. Sie sind in ihrem Selbstverständnis ein «lebensweltliches Hilfearrangement», das im Kontext der ambulanten Hilfe, der sozialpädagogischen Familienhilfe oder der multisystemischen Therapie steht. Und doch stehen die heutigen Einrichtungen den Traditionen der «totalen Institution» (Erving Goffman) oftmals näher, als sie glauben. Noch immer und immer wieder fühlen sich Erwachsene legitimiert, gegen die «Dissozialität» Jugendlicher anzukämpfen, statt die kreativen Potenziale zu fördern, die in «auffälligem» und «abweichendem» Verhalten angelegt sein können. ●

Ausstellung: Heim- und Verdingkinder reden

Derzeit gastiert die Wanderausstellung «Verdingkinder reden» in Zürich. Noch bis am 1. April ist sie im Schulhaus Kern zwischen Helvetiaplatz und Bäckeranlage zu sehen. Die Ausstellung lässt ehemalige Heim- und Verdingkinder in persönlichen Berichten von ihrer Vergangenheit erzählen und gibt ihnen damit eine Stimme. Ein dunkles Kapitel der Schweizer Sozialgeschichte wird so vor dem Vergessen bewahrt: Bis in die 1960er-Jahre trennten die Behörden Hunderttausende Kinder von ihren meist armen Familien und liessen sie auf Bauernhöfen schuften, isoliert und den Übergriffen des Umfelds schutzlos ausgeliefert. In Zürich lässt die Ausstellung aber auch Kinder zu Wort kommen, die heute ohne ihre Eltern aufwachsen. Ein Rahmenprogramm mit vielfältigen Veranstaltungen begleitet die Ausstellung. Diese ist dienstags bis sonntags von 11 bis 18 Uhr geöffnet.

www.verdingkinderreden.ch

Der Autor: Urs Hafner ist promovierter Historiker und Wissenschaftsredaktor beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Sein neues Buch «Heimkinder – Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt» ist Ende 2011 im Verlag hier + jetzt in Baden erschienen. Hafners Arbeit entstand im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58).